

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 19

Artikel: Friedrich August Flückiger
Autor: Näf, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640362>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

brachte kein Wort über ihre Lippen. Stolz ist ein unbarmherziger Herrscher und schon seine Anhänger nicht. Wie konnte sie bekennen: Ich liebe ihn. Wie sagen: Ich weiß nicht, ob er mich wieder liebt? Ich weiß nicht, ob ich ihm eine Schwester bin oder Ich weiß nichts

(Fortsetzung folgt.)

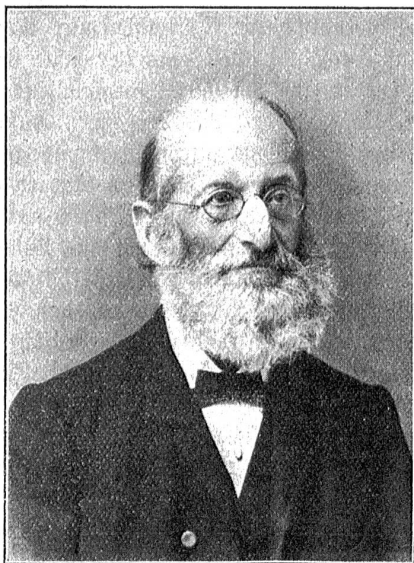
Friedrich August Flückiger.

Dem Gedächtnis eines Großen.

In kurzem feiert zum hundertsten Male der Geburtstag eines der größten und berühmtesten Berner und Schweizer Gelehrten wieder, des Professors F. A. Flückiger, geboren den 15. Mai 1828 zu Langenthal.

Sein Vater Friedrich führte dort einen Eisenhandel, starb aber, als der Sohn Friedrich August erst dreizehn Jahre alt war. Man hatte den Knaben früh zum Nachfolger im Geschäft bestimmt. Daher schickte ihn die zielbewusste Mutter nach dem Besuche der Latein- und höheren Knabenschule in Burgdorf, die er wegen Krankheit vorzeitig hatte verlassen müssen, nach Berlin in die angesehenere, von Karl Noback geleitete Handelslehranstalt. Diese Schule bot ihm anfänglich eine Fülle von Anregungen. Mehr und mehr aber lockte den hochbegabten Jüngling das Studium der Naturwissenschaften. In Noback fand er einen ausgezeichneten Berater, der ihm zu diesem Zwecke den Weg an die Universität Berlin finden half. Doch war der plötzliche Hochschullstudent gesonnen, nach Verlauf von etwa zwei Jahren, in denen er sich auch mit Geschichte, Philosophie und noch andern Fächern befassen wollte, „weiter die Handelsstraße zu verfolgen“.

Im Frühjahr 1846 wandte sich Flückiger nach Bern, um sich an der dortigen Hochschule während zweier weiterer Semester besonders mit physikalisch-chemischen und geologischen Fächern zu beschäftigen. Er wurde ein begeisterter Schüler des trefflichen Professors Bernhard Studer. Da er sich alsdann entschloß, Apotheker zu werden, folgte eine zweieinhalbjährige Lehre in der Pflügerschen Apotheke zur Schlange in Solothurn, und nach einem neuen glücklichen Studienjahre in Genf und einer bitteren Konditionszeit von allerdings nur einem halben Jahre Dauer in der Storchapotheke zu Straßburg, zog es den jungen Mann nach Heidelberg, wo er sich nach weiteren drei Semestern che-



Professor Friedrich August Flückiger.

nischer und anderer abschließenden Studien am 4. Juli 1852 summa cum laude den philosophischen Doktorhut holte. Beglückt und froh wie der promovierte Sohn, gestattete die

verständige Mutter dem jungen Gelehrten über den Winter 1852/53 einen abrundenden Studienaufenthalt in Paris, der besonders auch Flückigers Kunstsinne mächtig anregte. Diesen Auslandsaufenthalt beschloß der vielversprechende junge Mann mit einer kurzen Reise nach London; von hier aus kehrte er in die Heimat zurück. Es folgten Zeit und Wert des Meisters.

Die Berufstätigkeit als ausübender Apotheker eröffnete er mit der käuflichen Uebernahme der „Großen Apotheke“ in Burgdorf, die er sieben Jahre lang innebehielt. Er unterließ es nicht, neben den täglichen Pflichten seines Berufes eifrig die wissenschaftliche Pharmazie zu pflegen. Hier begann auch seine Tätigkeit als Mitglied und, seit 1857, als Präsident des Schweizerischen Apothekervereins. Doch befriedigte ihn die praktische Apothekertätigkeit mit ihrem kaufmännisch-gewerblichen Einschlag auf die Dauer auch in Burgdorf nicht, sodaß er sich 1860 zum Vorsteher der Staatsapotheke in Bern wählen ließ. Im Jahre darauf habilitierte er sich an der Berner Hochschule als Dozent für Pharmakognosie und Pharmazie. Dabei befaßte er sich angelegentlich mit den schon früher aufgenommenen Arbeiten für die Herausgabe der vom Schweizerischen Apothekerverein publizierten Schweizerischen Pharmakopöe (Arzneibuch) und, durch diese angeregt und von manchen Freunden und Berufsgenossen unterstützt, mit den Vorbereitungen für sein „Lehrbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreiches“. Dieses sein Erstlingswerk, erschienen im Jahre 1867, wurde von den sachkundigsten Fachmännern sofort als eine Zierde der naturwissenschaftlichen deutschen Literatur bezeichnet und stellte seinen Verfasser mit einem Schläge in die erste Reihe der zeitgenössischen Pharmakognosten aller Länder.

Weitere erfreuliche Folgen blieben nicht aus. Im Jahre 1870 an der Universität Bern zum außerordentlichen Professor für Pharmazie und Pharmakognosie befördert, erhielt Flückiger gegen Ende 1872 die ehrenvolle Berufung als ordentlicher Professor der Pharmazie und Direktor des pharmazeutischen Institutes an der neubegründeten Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg. Er nahm sie an und begann mit dem darauffolgenden Sommersemester seine dortige akademische Tätigkeit. Während nahezu zwanzig Jahren eine Zierde der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät jener Hochschule, setzte er dort mit unermüdlicher Pflichttreue und dem größten Erfolge sein arbeitsreiches Leben als Lehrer, Forscher und Schriftsteller fort bis zum Jahre 1892. Dann kehrte er wieder nach Bern zurück, nicht um der Muße zu pflegen, sondern um sich auch weiterhin nach allen Kräften der wissenschaftlichen Forschung zu widmen. Den Sommer 1894 verbrachte er mit seiner Frau und zwei Töchtern in Nordamerika, kehrte aber von dieser sonst überaus genussreichen und anregenden Auslandsfahrt krank nach Hause zurück. Ein schmerzhaftes Krebsleiden brachte dem Unermüdlichen am 11. Dezember 1894 den Tod.

Flückiger war groß als Wissenschaftler und als Charakter. Seine erstaunlich zahlreichen literarischen Publikationen und Werke lassen sich einteilen nach den drei Gebieten der Pharmakognosie, der pharmazeutischen Chemie und der Geschichte der Pharmazie und der pharmazeutischen Drogen. Sein „Lehrbuch der Pharmakognosie“ war eine wissenschaftliche Lat. Mit ihm begründete Flückiger die Pharmakognosie als selbständiges wissenschaftliches Fach mit eigenen Zielen und eigenen Aufgaben. Flückiger hat die wissenschaftliche Pharmazie in gewissen Richtungen mehr gefördert als irgend ein Fachgenosse unter den Vorfahren und seinen Mitlebenden. Sein spezielles Studiengebiet waren die ätherischen Öle, die Alkaloide und verwandte Körper, die Chinarinden und die Geschichte der Drogen, auf die er immer wieder zurückkam.

In Verbindung mit dem Freunde Daniel Hanbury in London gab Flückiger die „Pharmacographie“, ein für die Pharmazeuten und Mediziner englischer Zunge bestimmtes Seitenstück zu seinem Lehrbuch der Pharmakognosie heraus.

Nach der Anführung dieser Hauptwerke Klüdigers müssen wir im engen Rahmen dieses mehr allgemein und hinweisend gehaltenen Artikels darauf verzichten, auf seine vielen weiteren Facharbeiten auch nur ihrem Titel nach einzugehen.

Ein Zug ist in Klüdigers ganzem Schriftwerk unverkennbar: ein stark ausgeprägter Sinn für geschichtliche Auffassung und Darstellung. Es liegt fast eine gewisse Tragik darin, daß Klüdiger letzten Endes doch auf die Erfüllung eines seiner größten und ältesten Lieblingswünsche hat verzichten müssen: auf die Abfassung der „Geschichte der Pharmazie“. Sein Gesamtwerk ist aber ohnedies gewaltig groß.

An Anerkennung hat es Klüdiger nicht gefehlt. Unbestreitbar und unbestritten der bedeutendste Pharmakognost seiner Zeit, — so bezeichnet ihn Professor Tschirch in seinem Lebensbild —, ist er einer der meistgeehrten Vertreter seines Faches gewesen. Aber alle die Ehrungen und Auszeichnungen haben ihn nicht eitel gemacht. Sein Sinn und Wesen blieb trotz seiner außergewöhnlichen Erfolge unverändert schlicht und bescheiden. Er bleibt nicht nur das Vorbild eines großen Gelehrten und hilfsbereiten Lehrers, sondern auch eines liebevollen Familienvaters und eines selbstlosen Freundes.
A d o l f R ä f.

Heinrich Federer.

Sonntag den 29. April starb in Zürich der Schriftsteller Heinrich Federer an einer Blinddarmentzündung im Alter von 61 Jahren. Am 2. Mai wurde er auf dem Rehalpfriedhof unter großen Ehren bestattet. Die Leichenfeier fand in der Liebfrauenkirche statt. Freunde aus allen Teilen des Landes und Delegationen zahlreicher Vereine und Behörden waren herbeigeeilt, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Seinem Wunsch und letzten Willen gemäß wurden an seinem Grabe keine offiziellen Reden gehalten. Die katholische Kirche allein hatte das Wort. Die liturgische Feier war eingerahmt von Musik- und Gesangsvorträgen. Die priesterliche Trauerrede hielt sein Freund Professor de Castonay. Der Bundesrat schickte der Familie des Verstorbenen sein Beileidsschreiben, wie das beim Tode verdienter Männer üblich ist.

Heinrich Federer ist am 7. Oktober 1866 in Brienz als Sohn armer Eltern geboren. Das schlichte Geburtshaus ist als solches kenntlich gemacht durch eine Gedenktafel. Daß er schon zu seinen Lebzeiten geehrt und gefeiert würde wie eine große historische Persönlichkeit, hätte das kleine arme Bublein von damals sich auch nicht träumen lassen.

Seine Jugendjahre verbrachte Federer in Obwalden, unfern der Stätte, wo sein geliebter Heiliger, Bruder Klaus im Ranft, seine letzten jugendreichen Jahre erlebte. Ihm und dem großen umbrischen Heiligen, dem Franz von Assisi, eiferte er nach. Er wurde Priester.

Seine erste Pfarstelle fand er in Zonschwil im Toggenburg. Ein schlimmes Asthmaleiden zwang ihn aber nach wenigen Jahren, das Predigen auf der Kanzel aufzugeben. Er entdeckte seine Fähigkeiten im Schrifttum und wurde ein Priester des geschriebenen Wortes: Als Verkündiger göttlicher Wahrheiten, als Lobpreiser seelischer Schönheiten und als Enthousiasten der Natur zeigen ihn seine Bücher.

Dem Heiligen Franz widmete er sein erstes Werk (1908). Er ist später immer und immer wieder zu ihm, dem Poeten unter den Heiligen, zurückgekehrt. Am ergreifendsten wohl hat er dem Boverello gehuldigt in seiner unvergleichlich innigen und gemühtiefen Erzählung „Das letzte Stündlein des Papstes“.

Den großen Wurf tat er mit seinem Roman „Berge und Menschen“, dem die „Lachweiler Geschichten“ folgten, Erzählungen aus seiner Jugendzeit, die schon früher konzipiert waren, und die er nun aus jahrelangem Schubladenaufsein ans Licht zog, da seine originelle, innerlich blickende und doch so weltvertraute und weltfrohe Art den Lesern jedes Standes und jedes Bekenntnisses ein freudiges Seelen-

erlebnis wurde. Mit einem Schlage war Heinrich Federer ein berühmter Dichter, ja eine Zeitlang der meistgelobte Schweizer überhaupt.



Heinrich Federer.

Es folgten diesen Büchern die Unterwaldner Erzählungen „Pilatus“, „Jungfer Therese“, das „Mätteliseppli“ und „Regina Lob“. Dann eine Reihe kleinerer Erzählungen; darunter „Sisto e Sesto“, eine allerliebste Kindergeschichte, die einen beispiellosen Erfolg erlebte (über 100,000 Ex.); ferner die schon erwähnte Erzählung aus dem Leben des Franz von Assisi: „Das letzte Stündlein des Papstes“, die andere Erinnerung an seine Italienszeit: „Eine Nacht in den Abruzzen“ und dann ein ganzes Buch „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden“. Zwischenhinein schrieb er wieder Heimatgeschichten: „Der Fürchtmacher“, „Das Wunder in Holzshuh“ und seinen letzten Roman „Spizhube über Spizhube“.

In den letzten Jahren war sein Schaffen häufig von bitteren Leidensstunden nicht ganz unterbrochen, aber doch schwer gehemmt. Federer suchte von seinem chronischen Asthma in langen Kuraufenthalten in den Bergen, so in San Bernardino und im Weißenburgbad im Simmental, loszukommen. Umsonst. Er fügte sich zuletzt gottergeben in sein Schicksal und sah als Kranker und doch Schaffender, von treuen Verwandten in Zürich gepflegt, dem unerbittlich nahenden Tode entgegen. Eine barmherzige Blinddarmentkrankheit hat ihm seinen Kalvarienweg doch noch gefürzt.

Was Federers Dichterpersönlichkeit besonders liebens- und verehrens-wert machte, das war seine Güte gegen alle Mitmenschen, wes Standes und Geschlechtes und Bekenntnisses sie waren; das war ferner sein weitherziges Verständnis allem Menschlichen gegenüber, war sein unentwegter Optimismus im Blick auf das Künftige; das war nicht zuletzt auch die treu schweizerische Gesinnung, die ihm ein waches und wachstames Interesse für alles vaterländische Geschehen bewahrte.

Heinrich Federer war ein weitgespannter, tiefgegründeter Geist, eine ganze, volle Persönlichkeit. Es war wieder ein Beweis für die Tatsache, daß nicht der Körper den Menschen zu dem macht, was er ist, sondern daß die seelischen Kräfte das Gerüste sind, an dem er zur inneren Freiheit und damit zur richtungweisenden Persönlichkeit emporwächst.
H. B.

Zum projektierten Riesen-Sängerfest in Wien bei Anlaß der Schubert-Jahrhundertfeier. (19. November.)

Alte Häuschen mit budligen Dächern, unebenem Steinpflaster unter der Loreinfahrt und verregneten bemooften Mauern, Häuschen, die sich „windebang“ eines an das